

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 1 (1906-1907)
Heft: 24

Artikel: Tast
Autor: Coulin, Jules
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748320>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dann verschwand Katharina Schmal in den Fluten. — Hehda, der Dichter, aber ging ins Café Gallus und weinte bis halb zehn; dann lenkte er seine Schritte nach Hause und erdachte das ergreifende Gedicht vom letzten Seuf—c—er einer Freundin. H. Rigozzi.



Takt.

Von Jules Coulin.



„Bogatellen“ nennt Coloma in seinem Jesuitenroman die gesellschaftlichen Verstöße gegen den Takt, gegen das Maß in allen Dingen. Einer der genialsten Einfälle des feinen Ironikers. Er weiß genau, daß der Besitz des innern Gleichgewichts gegenüber allem Äußern, dem Großen wie dem Kleinen, der empfindlichste Wertmesser für wahre und tiefgründige Kultur ist. Groteske Gegensätze wirken niemals künstlerisch; wer im Leben oder in der Kunst Unvereinbares paart, mangelt der Erziehung und des Geschmacks.

Die umfassendste und doch genaue Definition von Takt hat H. Welling gegeben. Er nennt ihn „ein urteilendes Gefühl, welches Menschen und Dinge auf solche Weise gelten und nehmen läßt, daß jeder und jedes alle Bejahung seines Wesens findet und damit auch allem zu gleichem dient, so wie ein Ton in schöner Musik sich selbst alle Wonne ist und zugleich das Ganze es mit ihm ist.“

Takt besitzen heißt also in einem solchen Verhältnisse zur Innen- und Außenwelt leben, daß jedem Wesen die ihm eigene Entfaltung zukommt. Im Grunde handelt es sich um den Rhythmus innerer und äußerer Schwingungen. Wer das feine Ohr für den Rhythmus der Persönlichkeit und der Gesellschaft hat, ist auch im Besitz des wahren Taktes. Diesem Rhythmusgefühl entspringt der Sinn für die Zweckmäßigkeit und Aufrichtigkeit, der unsere neue künstlerische Kultur beseelt. Wir fordern

mit Recht als Gegenbewegung zum rastlosen, chaotischen Drängen des Alltags die harmonische Ausgestaltung unseres Milieus. Wollen wir uns aber nicht als Bananen in den edlen Massen unserer Wohnung bewegen, so müssen wir unermüdlich unsere Persönlichkeit rhythmisch verfeinern, unsere Seele bewußt meistern und bilden. Ehe die Gesellschaftsräume künstlerisch ausgestattet werden, sollte der gesellschaftliche Verkehr mehr Wahrheit und Zweckmäßigkeit zeigen.

Taktgefühl kann nicht erworben, nur geweckt werden. Ein einziger Tropfen Künstlerblut birgt schon die Elemente rhythmischen Empfindens, somit die des persönlichen Taktes. Erziehung, weise und umsichtige Erziehung bringt die keimende Pflanze zur Entfaltung; die Früchte zeitigt die Selbstzucht. Ein reines Erziehungsprodukt, das keiner individuellen Anlagen bedarf, ist der Anstand, die konventionelle Korrektheit. Sie können zu versteinerten Gewohnheiten werden, mit der Seele des Menschen haben sie nichts zu schaffen. Konvention ist die Sitte des Taktlosen; sie kann aber auch, im goldenen Mittelwege, mit der eigentlichen natürlichen Sitte zusammenfallen und so, wenigstens scheinbar, mit Gefühl für Takt verwechselt werden. Dem Kenner sind aber die letzten Motive kaum verborgen. —

Es ist schon viel über die Grenzen von Sitte und Konvention philosophiert worden. Mir scheint, Sitte ist alles das, was die Zeitpsychologie aus dem natürlichen Taktgefühl ableitet; in der Konvention steckt das Abgemachte, Konstruierte, das Modische. Der Kern der Sitte ist weltgeschichtliche Notwendigkeit für einen breiten Kulturdurchschnitt, sie ist analog der öffentlichen Meinung. Konventionelles wird nie spontan durch die Gesellschaft sanktioniert. Pflicht einer Kultur, die das ganze Leben mit dem Schönen, Wahren und Guten vergolden will, ist die Belebung alles gemüthlich tiefen Taktes, also aller innerlich wahren Sitte. Die Konvention, die ja oft ihre Berechtigung hat, erhält den ihr gebührenden zweiten Rang. Wir wollen uns die Fähigkeit erwerben, die abstrakte Schwere von Sitte und Konvention sicher zu werten:

Die korrekte Verbeugung vor einer Dame gilt in vielen Kreisen unendlich mehr als die weltgeschichtliche Grundwahrheit, daß man Brot bricht, nicht schneidet. Herren, die dem einfachsten Taktgefühl entgegen, am Gesellschaftstisch Zeitungen lesen, physiologische Unarten auch vor Dritten nicht ablegen — plaudern stundenlang über Modeklatsch und konventionelle Sentimentalitäten. Diese Unausgeglichenheit des innern Menschen soll ebenso zum Merkzeichen des Snob werden wie die geschmacklos aufdringliche Wohnung. — Es braucht Sinn für Rhythmus, persönlichen Takt, um in billige Konfektionskrawatten nicht Brillantnadeln zu stecken, um nicht an ungraziösen, schlottrigen Beinen durchbrochene Seidenstrümpfe zu tragen. Wer das Maß in allen Dingen

kennt, wird nicht in schwere Sektische Asti moussieur gießen, wird nicht in Hemdärmeln am Tisch sitzen, wird alle die unschönen und unzumutbaren Sachen lassen, für die der Engländer sein „Don't“ hat. Ich nenne absichtlich den Engländer, der uns ja auch im Kunstgewerbe, in der Architektur die Wege des Sachgemäßen zeigte; er hat den feinsten und sichersten flair für die echten Kulturwerte.

Der Takt soll sich nicht nur in der Gesellschaft, er muß sich zuerst für die eigene Persönlichkeit bewähren. Die Selbsterkenntnis ist die Aufgabe der Aufgaben. Wer den Grundton seiner Seelenmusik kennt, wird allein die Schwingungen des ganzen Seins zur Harmonie vereinen. Dann wird er auch nicht mehr Sklave von tausend „Bagatellen“ sein, sondern mit sicherem Distanzgefühl den eiteln Kleinram des Lebens vom Leibe halten. — Wie in einer Abhandlung über künstlerische Kultur, können hier, wo es sich um ihr Präludium handelt, Gegenbeispiele sprechen.

Friedrich der Große gab einmal einem Kammerherrn, dessen Finger von Brillantringen leuchteten, den Rat, sich nun auch schöne Hände zu dem funkelnden Schmuck zu kaufen.

Coloma und der Simplizissimus kennen den Herrn mit den schmutzigen Händen in Glacéhandschuhen.

Ein Millionär, der für Reisen, Sammlungen, wohltätige Zwecke ungezählte Tausende ausgibt, pflegt nur ein Minimum seiner Zinsen der „Liebe“ zu widmen. Für schweres Geld verfeinert er sein Sehvermögen; das elementarste Gefühl, die Liebe, wird mit einem Almosen abgefunden. Ließe er es gar nicht zur Sprache kommen — unvernünftig, aber doch geschmackvoll; muß es sich mit einem käuflichen Bettel begnügen — unvernünftig und taktlos gegen sich selbst.

Ein junger Lyriker kaufte sich aus dem Erlös seiner Gedichte seidene Vorhänge und persische Decken. Bald darauf begann im glänzenden Glend seines Zimmers wieder der altgewohnte Bohèmeschlendrian. Im Angesicht der seidenen Pracht treten der Hunger und die Kälte grinsend ins Gemach.

Und das Schicksal verarmter Adeliger! Sie, die sich so gerne Feudalherren auf dem Gute des Geschmacks und der Kultur rühmen, zeigen verschlissenen Glanz nach außen, kleinliches Kargen nach innen. Die Leberwurst, auf den noch nicht versehten sechs silbernen Platten serviert, mimt eine traurige Satire.

Psychologisch fruchtbar ist auch das Kapitel der mangelhaften Unterwäsche unter rauschenden Seidenroben. Wie sonst im Leben gilt auch hier die Volksweisheit, daß Kleider Leute machen — nur in anderem Sinn als im naiven alten Sprichwort.

Eine Grundfrage des persönlichsten Tactes ist die der Distanz gegen Untergebene, Gleich- und Höhergestellte. Da gibt es keine „Anstands-

regeln“. Gerade auf diesem Gebiet, das schon ins gesellschaftliche hineinreicht, bewährt sich die feine innere Wage für fremde Individualitäten. Es ist gewiß bezeichnend, daß sich Frauen viel weniger über den eigentlichen Charakter einer Person täuschen als Männer. Eine feinere Reizsamkeit des letzten Nerven bringt da die Wage in die untrüglichen Schwingungen, welche ihren Rhythmus auch dem gesellschaftlichen Verkehr mitteilen. Eine Frau aus gutem Hause wird kaum je den Raum unrichtig bemessen, den sie zwischen sich und dem Gaste neutral halten muß. Wie Niels Lyhne weiß sie, wer in das Vorzimmer der Seele gehört, wer ihren Feierraum, ihr schummriges Boudoir betreten darf.

Das reinigende Gewitter goldener Rücksichtslosigkeit: Wer mit psychologischem Scharfblick jedem Menschen nicht mehr und nicht weniger Bejahung seines Wesens gewährt als ihm zukommt, bedarf niemals einer schroffen Wahrung der Distanz. Mangel an eigenem Urteil und an Konsequenz schließlich durch Grobheit ausgleichen, ist die Negierung allen Tactes, auch das Eingeständnis diplomatischer Unfähigkeit. Nicht aber ein Beweis für mangelndes Wohlwollen; die Abstufung ethischer und ästhetischer Werte ist hier um so schwerer, als beide nur Klänge aus einem Akkorde sind. —

Die Wurzel vieler gesellschaftlicher Konflikte liegt in der fehlenden Selbstzucht sensibler und innerlich überlegener Naturen. Einseitige Bildung und Genialität läßt eine Harmonie im Charakter selten aufkommen. Oskar Wilde definiert diese Art Leute treffend als Geschöpfe, die andern immer auf die Füße treten, weil sie selber Hühneraugen haben . . .

Die rhythmische Ausgestaltung unseres Lebens verlangt, daß wir in unsere persönlichste Kultur und in den gesellschaftlichen Verkehr Zweckmäßigkeit, Maß und innern Tact legen — die wir ja als Wurzeln alles künstlerischen Schaffens kennen.

